

⇒ Sebastian Pittl

Was meint Identität? Begriffsgeschichtliche Erkundungen zu einem umkämpften Terminus

»The worst thing one can do with words is to surrender to them« (George Orwell, zit. nach Cooper/Brubaker 2005, 59).

⇒ 1 Schwierigkeiten mit dem Identitäts-Begriff

Der Begriff der *Identität* ist heute in aller Munde.¹ Er begegnet als soziale, kulturelle, geschlechtliche und politische *Identität*, als *corporate identity* von Unternehmen, Schulen und Universitäten, als Feststellungsmerkmal polizeilicher Sicherheitsdienste und als singuläre Besonderheit des einzelnen Individuums, wie sie in den sozialen Netzwerken inszeniert wird. Auch Religionsgemeinschaften und Kir-

chen verstehen sich heute zunehmend unter der Kategorie der *Identität*. Doch gerade die Omnipräsenz des Begriffs entzieht ihn einer eindeutigen Definierbarkeit.

Dies hat spezifische Gründe: Auf der Ebene der Alltagssprache fungiert der Begriff als eines jener Wörter, die man mit Uwe Pörksen (1988) als »Plastikwörter« bezeichnen kann. Es handelt sich dabei um eine spezifische Klasse von international geteilten Leitbegriffen, die ursprünglich einem fachwissenschaftli-

Sebastian Pittl, geb. 1984 in Melk (Ö), Dr., Studium der Theologie, Psychologie und Philosophie in Wien und Madrid, Leiter der Abteilung Dogmatik an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Neure Veröffentlichungen: *The Specters of Schmitt. Identity, Decision and the name of YHWH*, in: *Louvain Studies* 42/3 (2019), 211–239; *Die politische Theologie neurechter Bewegungen*, in: Udo Tworuschka/Michael Klöcker (Hg.), *Handbuch der Religionen. Religionen und Glaubensgemeinschaften in Deutschland und im deutschsprachigen Raum*, Ergänzungslieferung 60, Hohenwarsleben 2019, I–14.10.3, 1–27; *Geschichtliche Realität und Kreuz. Der fundamentale Ort der Theologie bei Ignacio Ellacuría (= ratio fidei 67)*, Regensburg 2018; als Hg.: *Identität in globalisierter Moderne (= Themenheft der Salzburger Theologischen Zeitschrift 2/2018)*; als Hg.: *Theologie und Postkolonialismus. Ansätze – Herausforderungen – Perspektiven (= Weltkirche und Mission 10)*, Regensburg 2018.
GND: 1050598148

DOI: [10.18156/eug-1-2020-art-1](https://doi.org/10.18156/eug-1-2020-art-1)

(1) Die folgenden Ausführungen greifen in manchem auf Gedanken aus meinem Editorial für das Themenheft der Salzburger Theologischen Zeitschrift »Identität in globalisierter Moderne« zurück (vgl. Pittl 2018, 159-170).

chen Bereich entstammen – im Fall von *Identität* der Logik –, dann in die Alltagssprache einwandern, dabei das Prestige ihrer ursprünglichen Herkunft bewahren, durch inflationäre Verwendung schließlich jedoch jede spezifische Bedeutung einbüßen. Ein Plastikwort ist für Pörksen genau genommen

ein Stereotyp. Es hat einen umfassenden Anwendungsbe-
reich, ist ein ›Schlüssel für alles‹. Es ist inhaltsarm. Ein
Reduktionsbegriff. Es faßt die Geschichte als Natur. Kon-
notation und Funktion herrschen vor. Es erzeugt Bedürf-
nisse und Uniformität. Es hierarchisiert und kolonisiert die
Sprache [...] (ebd., 38).²

Der Identitäts-Begriff ist jedoch nicht nur in der Alltagssprache zu einem Klischee geworden. Er ist auch in seinem *wissenschaftlichen* Gebrauch schwer zu definieren. Dies liegt einerseits daran, dass die Konnotationen, die der Begriff in seiner alltagssprachlichen Verwendung annimmt, bisweilen unbemerkt auch auf seinen wissenschaftlichen Gebrauch zurückwirken. Andererseits wird der Begriff auch im wissenschaftlichen Diskurs der letzten Jahrzehnte zunehmend inflationär verwendet, wobei Klagen über die exzessive Verwendung des Begriffs bereits bis in die späten 1960er-Jahre zurückreichen (vgl. Gleason 1983, 913–915). Mit der inflationären Verwendung ist verbunden, dass sich mit dem Begriff zu viele und teils miteinander konkurrierende Ansprüche verbinden, als dass er sich allgemein verbindlich definieren ließe.

David Cooper und Rogers Brubaker unterschieden in einer 2005 veröffentlichten Studie zum Gebrauch des Identitäts-Begriffs in den (englischsprachigen) Sozialwissenschaften zwischen mindestens fünf he-

(2) Pörksen nennt insgesamt 30 Kriterien für die Identifikation von »Plastikwörtern«, zu denen er neben dem Begriff der »Identität« auch »Kommunikation«, »Sexualität«, »Energie« u. a. zählt. Die wichtigsten sind: »Es bildet eine unmerkliche Klammer von Wissenschaft und Alltagswelt. [...] Es verdrängt Synonyme. [...] Es ersetzt eine indirekte Sprechweise oder ein Schweigen. Es bringt ein riesiges Erfahrungs- und Ausdrucksfeld auf einen Nenner. Es ist inhaltsarm. Es verliert sich ins Imaginäre. Es ist ausgebettet aus der Geschichte [...] Der ›Hof‹ und Beiklang des Wortes dominiert. Es ist ein Gut und enthält den Schein einer Einsicht. Es hat eher eine Funktion als einen Inhalt. Der Beiklang des Wortes ist ein Imperativ. Es ist mehrheitsfähig. Sein Gebrauch hebt das Prestige. Es bringt zum Schweigen [...] Es läßt bisherige Wörter alt aussehen [...] Es ist Element eines internationalen Codes. Es ist tonlos und nicht durch Mimik und Gestik ersetzbar« (ebd., 37–38). Seit Pörksens Analysen Ende der 80er-Jahre hat sich der semantische Gehalt des Identitäts-Begriffs weiter politisiert. Pörksens Kriteriologie ist aber auch mit Blick auf den gegenwärtigen Gebrauch des Begriffs treffend.

terogenen Verwendungsweisen³ sowie zwischen einem starken und einem weichen Verständnis des Begriffs (vgl. Cooper/Brubaker 2005). Als »starker« Begriff impliziere »Identität« eine Realität, von der man unterstellt, dass sie alle Individuen oder Gruppen tatsächlich besitzen (oder besitzen sollten), auch wenn ihnen selbst dies möglicherweise nicht bewusst ist. Ein »weiches« Verständnis dagegen versuche eben dieses realistische Identitäts-Verständnis zu vermeiden, was auf sprachlicher Ebene in der Regel dadurch markiert wird, dass man den Identitäts-Begriff mit einer Reihe von Adjektiven verbindet, die auf den stets *fluiden*, *konstruierten* und *fragmentierten* Charakter von Identität verweisen.

Weder in seiner starken noch in seiner schwachen Verwendungsweise ist der Identitäts-Begriff nach Cooper und Brubaker hilfreich. Der starke Identitäts-Begriff mache zu voraussetzungsreiche Annahmen. In der schwachen Verwendung drohe die beständige Betonung des *fluiden*, *multiplen*, *konstruierten* etc. Charakters von Identität zuletzt selbst zu einer stereotypen Wendung ohne jegliche Erklärungskraft zu werden, wobei sich die grundsätzliche Frage stellt, warum man das, was man als fluide, multipel, konstruiert etc. behauptet, überhaupt mit dem Identitäts-Begriff bezeichnen sollte, wenn sich dieser Begriff ohne die genannten Adjektive offensichtlich nicht vor einem essenzialistischen Missverständnis schützen lässt. Cooper und Brubaker ziehen aus ihrer Untersuchung den Schluss, dass es am sinnvollsten wäre, den Identitäts-Begriff im wissenschaftlichen Diskurs aufzugeben und je nach Kontext durch präzisere Begriffe zu ersetzen. Als geeignete Kandidaten für diese Präzisierung kommen dabei die folgenden Begriffe in den Blick: »identification«, »categorization«, »self-understanding«, »self-representation«, »sens pratique« (Bourdieu), »commonality«, »connectedness«, »groupness« etc. (vgl. ebd., 70–77).

(3) »1. Understood as a ground or basis of social or political action, identity is often opposed to interest in an effort to highlight and conceptualize non-instrumental modes of social and political action. [...] 2. Understood as a specifically collective phenomenon, identity denotes a fundamental and consequential sameness among members of a group or category. [...] 3. Understood as a core aspect of (individual or collective) selfhood or as a fundamental condition of social being, identity is invoked to point to something allegedly deep, basic, abiding, or foundational. [...] 4. Understood as a product of social or political action, identity is invoked to highlight the processual, interactive development of the kind of collective self-understanding, solidarity, or groupness that can make collective action possible. [...] 5. Understood as the evanescent product of multiple and competing discourses, identity is invoked to highlight the unstable, multiple, fluctuating, and fragmented nature of the contemporary ›self‹. [...]« (Cooper/Brubaker 2005, 64–65).

Ich halte die von Cooper und Brubaker vorgebrachten Einwände für sehr stichhaltig, möchte in Folge jedoch einen etwas anderen Weg gehen. Statt der generellen Verabschiedung des Identitäts-Begriffs werde ich im Folgenden anhand einer begriffsgeschichtlichen Spurensuche zentrale Dimensionen erschließen, die den semantischen Gehalt des Identitäts-Begriffs – in all seiner Ambivalenz und Vielschichtigkeit – bis heute prägen. Daraus wird sich zwar ebenfalls keine allgemeine Definition von »Identität« ergeben. Dafür sollen entscheidende Linien erkennbar werden, die sich im heutigen Diskurs um »Identität« kreuzen. Der folgende Überblick konzentriert sich auf exemplarische Stationen der Begriffsgeschichte und legt dabei Bezüge zu aktuellen Debatten frei.

⇒ 2 Exemplarische Stationen der Begriffsgeschichte

⇒ 2.1 Erik Erikson

In der Philosophie fungierte der Begriff der *Identität* seit der Antike als *terminus technicus* der Logik und Metaphysik. Heutige Identitäts-Diskurse stehen jedoch zumeist in der Tradition einer semantischen Verschiebung, die mit den Arbeiten des deutsch-amerikanischen Psychoanalytikers Erik Erikson in den 50er-Jahren wirkmächtig wird. Erikson entwickelte unter Rückgriff auf Freud Begriff der »Identifikation« ein Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung, in dem die Begriffe »Identität« und »Identitätskrise« Schlüsselkategorien darstellen.⁴ »Identität« wird dabei nicht mehr in einem logischen, sondern in einem psychosozialen Sinn verstanden. Der Begriff verweist, vereinfacht gesagt, auf den in der Adoleszenz einsetzenden und bis zum Lebensende andauernden Prozess der Integration aller bedeutsam gewordenen Identifikationen, Sublimierungen und Rollenbilder in ein »einzigartiges und entsprechend zusammenhängendes Ganzes« (Erikson 1988, 156, hier zit. nach Noack 2010, 46) durch das Individuum. Wie ungewöhnlich Eriksons Neubestimmung des Identitäts-Begriffs für seine Zeitgenossen war, zeigt sich in der rückblickenden Erinnerung des Psychiaters Henricus Cornelius Rümke:

In Hiddesen, a charming little German town, a meeting was held in 1951 [...]. At that conference Erik H. Erikson spoke on ›The Sense of Inner Identity.‹ I was deeply impressed by Erikson and the exposition of his brilliant ideas. [...] We all felt that this ›concept of identity‹ was ex-

(4) Als zentrales Werk Eriksons für die Frage der Identität kann »Identität und Lebenszyklus« (1966) gelten. Für einen informativen Überblick dazu vgl. Noack 2010, 37–54.

tremely important, but it was not clear what the exact meaning was, so loaded with significance was the new term (zit. nach Fearon 1999, 9).

Ohne an dieser Stelle näher auf Eriksons Theoriegebäude näher eingehen zu können, möchte ich auf drei Aspekte von Eriksons Arbeiten hinweisen, die bis heute den Diskurs um Identität prägen: a) Die Frage nach der Identität bricht als Reaktion auf fundamentale Krisen- und Verlusterfahrungen auf; b) Identität ist kein Status, sondern ein Prozess, der wesentlich von unbewussten Dynamiken getragen ist; c) Personale und kollektive Identität sind in konstitutiver Weise aufeinander bezogen.

a) Dass die Frage nach Identität als Resultat von Krisen- und Verlust-erfahrungen aufbricht, zieht sich als Grundmotiv durch Eriksons Werk. Eriksons Ansatz ist wesentlich bestimmt durch seine Arbeit mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen sowie mit traumatisierten Rückkehrern aus den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkriegs. Krisenerfahrungen werden von Erikson jedoch nicht nur biografisch, sondern auch politisch und geschichtlich gefasst. In seinem Buch »Kindheit und Gesellschaft« heißt es:

So hat es sich ergeben, dass wir uns gerade zu einem geschichtlichen Zeitpunkt mit der Identität beschäftigen, da diese problematisch geworden ist. Und zwar beginnen wir damit in einem Lande [den USA, SP], in dem sich eben aus den durch die Einwanderer importierten Identitäten eine Super-Identität bilden will; und der Zeitpunkt unseres Unternehmens ist der der rasch wachsenden Mechanisierung, welche die im Wesentlichen bäuerlichen und patriarchalischen Identitäten auch in den Ursprungsländern aller dieser Einwanderer zu vernichten droht (Erikson 1976, 278).

Dieser Hinweis ist insofern interessant, als darin ein Motiv auftaucht, das den Diskurs um Identität bis heute durchzieht. Ganz ähnlich wie Erikson interpretiert bspw. auch der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama in seinem jüngsten Buch *Identity* das Aufkommen der Identitäts-Frage als Folge der krisenhaften Auflösung traditioneller Orientierungsrahmen (vgl. Fukuyama 2019). Als klassisches historische Beispiel dient bei Fukuyama der sächsische Bauer Hans, der im Zuge der Industrialisierung nach Düsseldorf zieht, sich bei der Arbeit im Stahlwerk seiner bisherigen Lebenswelt entfremdet und als Reaktion auf die dadurch ausgelösten Verunsicherungen allmählich seine nationale »deutsche« Identität entdeckt (vgl. ebd., 80–96). Ganz ähnliche Dynamiken, wie sie im 19. Jahrhundert zur Entstehung der europäischen Nationalismen geführt hätten, würden sich nach

Fukuyama heute in der islamischen Welt zeigen. Beschleunigte Modernisierungsprozesse würden auch dort Menschen aus traditionellen *Gemeinschaften* in moderne *Gesellschaften* katapultieren⁵ und dabei ähnliche Erfahrungen der Entwurzelung hervorrufen wie bei Hans im 19. Jahrhundert. Das Erstarren des religiösen Fundamentalismus ließe sich folglich analog zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts als Kompensationsphänomen für fundamentale Orientierungskrisen begreifen. Wie immer man diese Parallelisierung von Fundamentalismus und Nationalismus beurteilen mag, es scheint jedenfalls plausibel, das Aufbrechen der Frage nach der »Identität« als ein spezifisch *modernes* Phänomen zu betrachten. Moderne ließe sich in dieser Hinsicht mit Michel Foucault als jene Epoche charakterisieren, in der die Frage »Wer sind wir gegenwärtig?« in einer zuvor nicht gekannten Dringlichkeit auftaucht (vgl. Foucault 1993, 168).⁶

b) Der zweite Aspekt, der Identitätsdiskurse seit Erikson bis heute durchzieht, liegt im Fokus auf Prozesse und Dynamiken, die weitgehend unbewusst wirksam sind. Identität, so scheint es, ist etwas, dem wir uns einerseits nur schwer entziehen, das wir andererseits aber nur sehr begrenzt bewusst steuern können. Insbesondere in Diskursen um geschlechtliche, politische und postkoloniale Identität dominiert heute häufig eine psychoanalytisch geprägte Semantik, wobei neben Erikson vor allem Freud und der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan als häufige Bezugspunkte dienen (vgl. exemplarisch Butler 1991; Bhabha 2000). Der britisch-ghanaische Kulturwissenschaftler Kwame Appiah knüpft in seinen prominenten Untersuchungen zu kultureller, geschlechtlicher, ethnischer und religiöser Identität an Bourdieus Konzept des »Habitus« an, das ebenfalls auf einer Ebene »unterhalb« bewusster Steuerbarkeit angesiedelt ist (vgl. Appiah 2018, 20–25). Fukuyama greift auf Platons »thymos«, den »dritten« Teil der Seele jenseits von Vernunft und Wollen, zurück (vgl. Fukuyama 2019, 29–42). Cooper und Brubaker identifizieren den Fokus auf »nicht-instrumentelle« Formen menschlichen Handelns als einen zentralen Aspekt sozialwissenschaftlicher Beanspruchungen von »Identität« (vgl. Cooper/Brubaker 2005, 64). Bei aller Unterschiedlichkeit der genannten Positionen, ist ihnen allen gemeinsam, dass sie auf die Analyse sozialer, politischer und kultureller Formen des Handelns zielen, die sich nicht einfach aus den rational zugänglichen Eigeninteressen der jeweiligen Akteur*innen ableiten lassen.

(5) Fukuyama knüpft diesbezüglich an die klassische Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft bei Ferdinand Tönnies an (vgl. Tönnies 1887).

(6) Den Hinweis verdanke ich Hans Schelkshorn.

c) In der psychoanalytischen Semantik angelegt ist drittens, dass individuelle und kollektive Dimensionen von »Identität« auf konstitutive Weise miteinander verschränkt sind. Für Erikson ist der Prozess der Identitätsbildung sowohl »im Kern des Individuums ›lokalisiert« [...] und doch auch im Kern seiner gemeinschaftlichen Kultur, [sie ist] ein Prozeß, der faktisch die Identität dieser beiden Identitäten begründet« (Erikson 1988, 18, zit. nach Noack 2010, 47). Beim Begriff der Identität handelt es sich also keineswegs um ein ursprünglich auf individuelle Personen gemünztes Konzept, das erst in jüngster Zeit auf kollektive Größen übertragen worden wäre. Vielmehr oszilliert der Begriff bereits seit Erikson zwischen einem individuellen und einem kollektiven Gebrauch, wobei das genaue Verhältnis dieser beiden Ebenen oft nur schwer zu entschlüsseln ist. Klar ist jedenfalls, dass sich personale Identität nur in komplexen Interaktions- und Anerkennungsverhältnissen auszubilden vermag, die immer schon sozial und politisch strukturiert sind, sodass die Fabrikation des Sozialen mit der Herausbildung personaler Identität Hand in Hand geht. Auffallend im heutigen Diskurs ist, dass in der Beschreibung von personalen und kollektiven Identitäten häufig auf analoge Kategorien, Begriffe und Vorstellungsmuster zurückgegriffen wird, wobei oft fraglich bleibt, was hier letztlich in Analogie zu was gedacht wird: das Kollektiv zum Einzelnen oder der Einzelne zum Kollektiv.

⇒ 2.2 Identitätspolitik

In Folge der Arbeiten Eriksons erlebte der Identitäts-Begriff in den 1960er-Jahren eine enorme Popularisierung. Er wurde nicht nur in sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlichen Diskursen, sondern zunehmend auch in Politik und Alltagssprache aufgegriffen.⁷ In politischer Hinsicht wirkmächtig wurde insbesondere die Prägung, die der Begriff im Kontext der neuen sozialen Bewegungen ab den 1960er-Jahren in den USA erfuhr. »Identität« fungierte im Kontext dieser Bewegungen als Schlüsselbegriff im Kampf um Anerkennung von gesellschaftlichen Gruppierungen, deren Diskriminierungserfahrungen sich nicht auf die Klassengegensätze »klassischer« marxistischer Theorie zurückführen ließen (»Schwarze«, »Frauen«, »Homo- und Transsexuelle«, »Hispanics« etc.). In einem Manifest des *Combahee River Collective* (1977), eines Zusammenschlusses schwarzer lesbi-

(7) Neben den Arbeiten von Erikson trugen dabei auch die Forschungen von Gordon Allport (1954), Anselm Strauss (1959), Erving Goffman (1963) sowie Peter Berger und Thomas Luckmann (1966) zur Verbreitung des Begriffs bei (vgl. Cooper/Brubaker 2005, 60–61; Gleason 1983, 915–918).

scher Feministinnen, taucht in diesem Zusammenhang erstmals der Begriff *Identitätspolitik* auf:

We realize that the only people who care enough about us to work consistently for our liberation are us. Our politics evolve from a healthy love for ourselves, our sisters and our community which allows us to continue our struggle and work. This focusing upon our own oppression is embodied in the concept of identity politics. We believe that the most profound and potentially most radical politics come directly out of our own identity, as opposed to working to end somebody else's oppression.

»Identität« erscheint hier als die Quelle radikaler emanzipativer Politik. Eine Schlüsselfrage für die daran anschließenden Kämpfe anderer sozialer Bewegungen liegt bis heute darin, wie der Konnex zwischen »Identität« und politischem Widerstand gegen Diskriminierung genauer zu verstehen ist: Erfordert der Widerstand die Rückbesinnung auf eine »authentische« Identität (des »Schwarz-Seins«, »Frau-Seins« etc.), die es nun neu zu entdecken und in ihr Recht einzusetzen gilt oder stellt die Imagination einer solchen authentischen Identität selbst bereits einen Effekt der exkludierenden Ordnungen dar, sodass sich Widerstand nicht als Rückkehr zu einem »authentischen Selbst«, sondern nur vermittels der subversiven Verunsicherung hegemonialer Identitäts-Zuschreibungen artikulieren kann?

Die Semantik der »Authentizität« ist der Leitfaden, den Fukuyama in seiner Interpretation der »Identitätspolitik« aufgreift, wobei er den Begriff nicht nur auf die anti-diskriminierenden Kämpfe der neuen sozialen Bewegungen, sondern auch auf die neurechte und neonationalistische Politik der jüngeren Vergangenheit bezieht (vgl. Fukuyama 2019, 43–60). Die Quellen der Vorstellung eines von seiner Umwelt unterdrückten inneren Selbst, das nun nach öffentlicher Anerkennung verlangt, verfolgt Fukuyama dabei mit Charles Taylor bis auf Hegel und Rousseau zurück. Fukuyamas Parallelisierung von »linker« und »rechter« Identitätspolitik ist zweifellos problematisch. Rousseau ist allerdings tatsächlich ein anschauliches Beispiel für die politische Ambivalenz des Motivs reiner Selbst-Identität. Erscheint in Rousseaus *Träumereien eines einsamen Spaziergängers* (1782) das reine Selbst des Ich im Naturzustand als romantisches Ideal eines noch nicht durch die Gesellschaft kontaminierten Selbst-Seins, so gerät das Motiv der reinen Selbst-Identität auf politischer Ebene rasch in problematische Fahrwasser. Die auf keine Vermittlung durch Institutionen oder Parteien angewiesene Übereinstimmung von *Einzelwillen* und *Gemeinwillen* bzw. von Regierenden und Regierten, Herrschern und Beherrschten, wie sie in Rousseaus *Contrat social* (1762) anvisiert ist,

muss *per definitionem* jeden Pluralismus ausschließen und ist nur unter der Voraussetzung homogener Gemeinschaften zu haben. Rousseau kann somit als Ahnherr eines identitären Demokratieverständnisses gelten (vgl. Schultze 2010, 380–381), das anschlussfähig sowohl für Varianten einer radikalen Basis- oder Rätedemokratie wie für faschistoide Volksdemokratien (im Sinn der von Carl Schmitt propagierten absoluten Übereinstimmung von Führer und Volk) ist. Innerhalb feministischer und postkolonialer Studien problematisierten v. a. poststrukturalistisch beeinflusste Ansätze die Vorstellungen eines authentischen wahren Selbst. Für Judith Butler und Homi Bhabha sind die Vorstellungen einer vermeintlich authentischen Identität der »Frau«, des »Kolonisierten«, der »Lesbierin« usw. keine Orte reinen Ursprungs, die als unverdächtige Ressource emanzipativer Politik dienen könnten, sondern selbst bereits Effekte der hegemonialen symbolischen Ordnungen. An die Stelle der Befreiung des »Eigenen« treten folglich sowohl bei Butler wie bei Bhabha Strategien von Parodie, Mimikry und Camouflage, d. h. der subversiven Verunsicherung und Verschiebung hegemonialer Identitäts-Zuschreibungen, wobei auch diese Eingriffe nicht an einem absoluten Nullpunkt beginnen, sondern die Brüche nutzen können, die sich in der Reproduktion hegemonialer Ordnungen notwendigerweise ergeben (vgl. Butler 1991; Bhabha 2000).

⇒ 2.3 Corporate Identity und Identitäts-Management

Eine dritte Prägung, die für heutige Zusammenhänge von Relevanz ist, erhielt der Identitäts-Begriff im Bereich des Marketings. Unter den Stichworten »corporate identity« und »Identitäts-Management« arbeiteten parallel zur politischen Besetzung des Begriffs in den neuen sozialen Bewegungen Marketingabteilungen in den USA ab den 1960er-Jahren Strategien zur Inszenierung singulärer Besonderheit (von Produkten, Unternehmen und Marken) aus, die zu einem Wettbewerbsvorteil auf zunehmend globalisierten Märkten verhelfen sollten.⁸ Wichtige Merkmale dieser strategisch inszenierten Identitäten sind bis heute Unterscheidung vom Durchschnitt, Zielgruppenorientierung, positive affektive Aufladung und Plakativität, da in globalisierten Märkten nur solche »Identitäten« erfolgreich zu zirkulieren vermögen, deren »Gehalt« über kulturelle und sprachliche Grenzen hinweg ohne

(8) Der Grafikerdesigner Pierre Martineau prägte 1958 den Begriff »corporate identity«. Für die allgemeine Verbreitung des Begriffs und der damit verbundenen Marketingstrategien waren die Marketingexperten Walter Margulies und Wally Olins entscheidend (vgl. Margulies 1977, 66–77; Olins 1979, 208–223).

großen hermeneutischen Aufwand »verstanden« werden kann. Diese Form des Identitäts-Managements ist in den letzten Jahrzehnten zu einem Paradigma geworden, das weit über die klassische Ökonomie hinaus in ganz unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche ausstrahlt. So kultivieren neben Unternehmen heute auch Nationen, Schulen, Universitäten und Kirchen ihre »corporate identity«. ⁹ Der Soziologe Andreas Reckwitz beschreibt in seinem Werk »Gesellschaft der Singularitäten« (2017), wie die Logik singulärer Besonderheit im »kulturellen Kapitalismus« zu einer allgemeinen Erwartungshaltung wird, die sämtliche Lebensbereiche prägt – von der Arbeitswelt über die Bildung bis hin zum Essen, Reisen und Wohnen. Positive Aufmerksamkeit wird nach Reckwitz in der Spätmoderne zum knappen Gut auf globalisierten Attraktivitätsmärkten, die diejenigen prämiieren, die sich darin entsprechend zu bewegen und inszenieren wissen, während alle anderen symbolisch wie ökonomisch ins Hintertreffen geraten.

⇒ 2.4 Feindliche Übernahme? Identitätspolitik *von rechts*

Die jüngste Konjunktur des Identitäts-Begriffs ist zweifellos verbunden mit der Okkupation des Begriffs durch neonationalistische und neurechte Akteur*innen wie z. B. die *Identitäre Bewegung*. Vertreter*innen der *Neuen Rechten* knüpfen z. T. bewusst an die Diskriminierungs- und Emanzipationssemantik der neuen sozialen Bewegungen an, greifen dabei jedoch zugleich – bisweilen versteckt, bisweilen auch explizit – auf faschistoide und nationalistische Diskursmuster zurück. Wie in den neuen sozialen Bewegungen ist auch in neurechten Identitäts-Diskursen viel von *Würde*, *Autonomie* und *Radikalisierung der Demokratie* die Rede. Im Unterschied zu den neuen sozialen Bewegungen zielen neurechte Akteur*innen jedoch nicht auf den Abbau von Diskriminierung, sondern auf den Umbau des politischen Gemeinwesens auf Grundlage homogener »ethnokultureller« Identitäten. Erst auf Basis kollektiver Homogenität, so das Versprechen, das neben Rousseau auch an Carl Schmitt anknüpfen kann, ist wahre »Demokratie« möglich. ¹⁰ Neurechte Akteur*innen argumentieren dabei keinesfalls immer nur essenzialistisch, sondern teils auch ausgesprochen dezisionistisch. Der einflussreiche Vordenker der französischen *Nouvelle Droite* Alain de Benoist bspw. gesteht unumwunden ein, dass die Vorstellung einer reinen nationalen Identität ein »Phan-

(9) In Bezug auf letztere hat Hans-Joachim Höhn (2012) sehr treffend von »McKinsey-Theologie« gesprochen.

(10) »Zur Demokratie gehört [...] notwendig erstens Homogenität und zweitens – nötigenfalls – die Ausscheidung oder Vernichtung des Heterogenen« (Schmitt 1996, 14).

tasma« ist. Dies bedeute aber nicht, dass ihr keine Relevanz zukommt. Im Gegenteil:

[...] even though national identity often sprung out of the imagination, those illusions are nevertheless essential to the life of the group. [...] The myth works not although it is a myth, but because it is a myth. A belief might well be false as far as its object is concerned, but it becomes ›true‹ because of what it brings up in the individual or the group, or because of what it gives him (Benoist 2004, 23).

Der Diskurs um nationale oder ethnische Identität hat in einer solchen Perspektive offensichtlich weniger mit historischen Fakten als mit der mobilisierenden Kraft von (auch fiktiven) Diskursen zu tun.

Ein Grund für die Plausibilität, die neurechte Identitätsdiskurse heute in nicht unbeträchtlichen Teilen der Bevölkerung entfalten, scheint darin zu liegen, dass diese auch anschlussfähig sind für das nach wie vor nicht ausreichend aufgearbeitete rassistische Erbe, in dem auch viele liberale Denktraditionen stehen.¹¹ Alain de Benoist etwa weist zurecht darauf hin, dass die athenische Demokratie, die bis heute ein wichtiger symbolischer Bezugspunkt vieler liberaler Denktraditionen ist, streng genommen eine ethnische Demokratie war und in diesem Sinn den politischen Vorstellungen neurechter Gruppierungen der Gegenwart sehr nahe kommt (vgl. Benoist 1986).¹² Ausdrücklich rassistische Motive finden sich neben Kant und Hegel auch bei den liberalen Vordenkern John Locke, Jeremy Bentham und John Stuart Mill. Für letzteren waren nur Völker auf der zivilisatorischen Stufe Europas fähig zur demokratischen Selbstregierung, während »barbarische« Völker der despotischen Erziehung durch europäische Mächte bedurften.¹³ Wenngleich dieser explizite Rassismus in der Gegenwart natürlich selten geworden ist, bleibt die Frage aktuell, inwieweit selbst sich als liberal verstehende Theorieentwürfe stillschweigend auf Voraussetzungen beruhen, in denen rassistische Diskriminierungen weiter wirksam sind. Fukuyama etwa betont, dass liberale Demokratien nur

(11) Die weltweiten Proteste im Zuge der Ermordung George Floyds haben diesen impliziten Rassismus, wie er sich auch in ihrem Selbstverständnis nach »liberalen« Ländern bis heute zeigt – symbolisch in Denkmälern und Straßennamen – wieder in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt.

(12) Gemäß den von Perikles 451 v. Chr. erlassenen Gesetzen konnten nur Personen, die sowohl väter- wie mütterlicherseits von Athener*innen abstammten, als Athener Vollbürger gelten.

(13) In Mills berühmten Essay »On Liberty« heißt es diesbezüglich unzweideutig: »Despotism is a legitimate mode of government in dealing with barbarians, provided the end be their improvement, and the means justified by actually effecting that end« (Mill 1869, 18–19).

auf der Basis einer starken nationalen Identität funktionsfähig seien, während er zugleich eingesteht, dass eine solche nationale Identität in der Regel das Ergebnis »komplexer und chaotischer historischer Kämpfe [ist], die häufig von Gewalt und Zwang geprägt waren« (Fukuyama 2019, 168). Diskriminierende Dynamiken werden spätestens dort wirksam, wo (wie bei Fukuyama) erstens die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen universalen menschlichen Grundrechten und konkreten Staatsbürgerrechten betont wird, Staatsbürgerschaft zweitens von der Zugehörigkeit zu einer nationalen Identität abhängig gemacht wird und drittens die in der Formierung dieser nationalen Identität wirksamen Zwänge und Exklusionsmechanismen nicht mehr adäquat reflektiert werden. Identitätspolitik im Sinne des *Combahee River Collective* setzt in kritischer Weise an eben diesen Widersprüchen an.

⇒ 3 Gegenwärtige Überlagerungen

Die gegenwärtige Situation ist dadurch bestimmt, dass die eben skizzenhaft umrissenen Dynamiken nicht einfach nebeneinander bestehen, sondern sich zueinander verhalten und teils auch wechselseitig überformen: So zeigt sich die Inszenierung singulärer Besonderheit heute nicht nur im Arbeiten, Wohnen und Reisen einer globalen urbanen Mittelschicht, sondern bestimmt auch die Selbstpositionierung religiöser Fundamentalismen, die ebenfalls auf globalen Märkten um Aufmerksamkeit konkurrieren.¹⁴ Die Berufung auf das »authentische« Selbst begegnet neben der individuellen Identitätssuche auch in den Kämpfen um Anerkennung von Minderheiten wie bei Akteur*innen der *Neuen Rechten*. Forderungen nach Diversität und Selbstbestimmung werden im kulturellen Kapitalismus ökonomisch ausgebeutet. Und dezisionistische Identitätsmuster finden sich neben der *Neuen Rechten* auch in Vorschlägen eines »linken Populismus«, wie sie zuletzt die belgische Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe vorgelegt hat (vgl. Mouffe 2018).

(14) Der französische Islamwissenschaftler Olivier Roy hat gezeigt, wie zeitgenössische Fundamentalismen bisweilen höchst marktförmige Formatierungen des Religiösen mit entsprechenden Ansprüchen an Einzigartigkeit, Unverwechselbarkeit und globaler »Konsumierbarkeit« ausbilden. Ein bezeichnendes Beispiel dafür war in den letzten Jahren die Selbstinszenierung der diversen Ableger des sog. Islamischen Staats, die in vielen Aspekten (einheitliches Logo und ein überschaubares Set an global rezipierbaren Identitätsmarkern) an das Merchandising von Unternehmen wie McDonalds erinnerte (vgl. Roy 2010).

Global-Deutungen dieser komplexen Gemengelage sind naturgemäß schwierig. Fukuyamas bereits erwähnte Gegenüberstellung von partikularer Identitätspolitik einerseits und liberalem Universalismus andererseits ist wohl zu einfach gestrickt und fällt in ihrer Verteidigung universaler Anerkennung zuletzt bezeichnenderweise selbst in die Verteidigung nationaler »Bekennnisidentitäten« zurück. Weiterführender scheint mir das Deutungsangebot von Andreas Reckwitz zu sein, der die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um *Identität* als Ergebnis des Widerstreits antagonistischer »Kulturalisierungsregime« beschreibt (vgl. Reckwitz 2019, 29–62). Die individualistische »Hyperkultur« eines in der neuen akademischen Mittelklasse verorteten »apertistisch-differentiellen Liberalismus« mit seiner Pluralisierung von Lebensstilen, Geschlechternormen und Konsummustern erzeugt nach Reckwitz – nicht absichtlich, aber gleichsam als Seiteneffekt – die Entwertung anderer Lebensformen, die in der Spätmoderne zunehmend an Status und Sichtbarkeit verlieren. Als Reaktion auf diese Zurückweisung finden neue Varianten eines Kulturessenzialismus v. a. unter Angehörigen der »alten Mittelklasse« und der »neuen Unterklasse« Resonanz.¹⁵ In beiden Formen der Kulturalisierung geht es um die Zu- und Abschreibung von Wert. Das Kulturalisierungsregime der neuen Mittelklasse erzeugt dabei Abwertung durch Indifferenz. In den neuen Kulturessenzialismen findet sich dagegen ein ausgeprägter Innen-Außen-Dualismus, der sich bisweilen auch äußerst aggressiv nach außen richtet. Eine allzu eindeutige Sortierung wird freilich auch in diesem Modell dadurch unterlaufen, dass vermeintlich kulturessenzialistische Positionen, wie gesehen, keineswegs immer nur essenzialistisch argumentieren, während andererseits die Lebensstile des apertistisch-differentiellen Liberalismus Ressourcen und institutionelle Möglichkeiten voraussetzen, deren Inanspruchnahme durch Grenzziehungen reguliert wird, die *de facto* häufig ebenfalls entlang der Kategorien von Kultur, Ethnie und Geschlecht verlaufen.¹⁶

Wie immer man die Plausibilität der genannten Erklärungsmodelle einschätzen mag, die Fragen, was Identität eigentlich meint und welcher Gebrauch des Begriffs jeweils mit welchen (diskriminierenden oder emanzipativen) Praktiken verbunden ist, lassen sich jedenfalls nicht abstrakt beantworten, sondern nur durch die Analyse der konkreten symbolischen, sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Kontexte, in die die Diskurse um Identität jeweils eingebettet

(15) Typische Repräsentanten der »alten Mittelklasse« sind bei Reckwitz Industriearbeiter*innen, Handwerker*innen etc. Zur »neuen Unterklasse« zählen insbesondere die prekär Beschäftigten im nieder qualifizierten Dienstleistungsbereich.

(16) Für eine Analyse dieser Form des »strukturellen Rassismus« vgl. Brand/Wissen 2017.

sind. Der eben unternommene Durchgang durch die Begriffsgeschichte hat Ansätze einer solchen Kontextualisierung entfaltet. Mit Blick auf die politische Verwendung des Identitäts-Begriffs, die heute in besonderer Weise im Fokus der Aufmerksamkeit steht, lässt sich als Resümee Folgendes festhalten: Ein produktives kritisches Potential kommt dem Identitäts-Begriff überall dort zu, wo er – wie im Kontext der neuen sozialen Bewegungen – zur Entlarvung der exkludierenden Voraussetzungen vermeintlich universalistischer Konzeptionen von Menschenwürde, Gerechtigkeit und politischer Teilhabe in Stellung gebracht wird. *Identität* dient hier als Kategorie, die *ex negativo* auf jenen Bereich verweist, der von diesen Universalismen jeweils ausgeschlossen bzw. unsichtbar gemacht werden muss, um überhaupt als universal erscheinen zu können. Wenn man sich die Zähigkeit vor Augen hält, mit der eurozentrische Diskurs- und Wahrnehmungsmuster in gegenwärtigen ethischen Debatten (etwa zur Klimakrise, zur Verteilungsgerechtigkeit oder in Zusammenhang mit der COVID-19-Pandemie) fortleben, kann man davon ausgehen, dass diese Kritik an allzu ungebrochenen Rekursen auf das *Universale* auch für die folgenden Jahre eine wichtige Aufgabe bleiben wird. Als problematisch erweisen sich politische Beanspruchungen des Identitäts-Begriffs dort, wo diese ihrerseits in homogenisierende Essenzialisierungen des »Eigenen« verfallen oder – wie bei der *Neuen Rechten* – (ethnische bzw. kulturelle) *Identität* zur expliziten Grundlage des politischen Gemeinwesens erklärt wird. Hier gilt im analogen Sinn, was in Bezug auf die Entlarvung falscher Universalismen gilt: Die exkludierenden Voraussetzungen in der Repräsentation der solcherart beanspruchten Identitäten müssen konsequent sichtbar gemacht werden.

⇒ Literaturverzeichnis

Allport, Gordon (1954): *The Nature of Prejudice*, Reading, Mass.: Addison-Wesley.

Appiah, Kwame Anthony (2018): *The Lies That Bind. Rethinking Identity*, London: Profile Books.

Benoist, Alain De (2004): *On Identity*, in: *Critical Theory of the Contemporary* 128, 9–64.

Benoist, Alain De (1986): *Demokratie. Das Problem*, Tübingen.

Berger, Peter; Luckmann, Thomas (1966): *The Social Construction of Reality*, New York: Doubleday.

Bhabha, Homi (2000): *Die Verortung der Kultur*, Tübingen: Stauffenburg.

Brand, Ulrich; Wissen, Markus (2017): *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*, München: oekom.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Cooper, Frederick; Brubaker, Rogers (2005): *Identity*, in: Cooper, Frederick (Hg.): *Colonialism in question. Theory, knowledge, history*, Berkeley: University of California Press, 59–90.

Erikson, Erik H. (1988): *Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel [1968]*, Stuttgart: Klett-Cotta.

Erikson, Erik H. (1976): *Kindheit und Gesellschaft [1950]*, Stuttgart: Klett.

Erikson, Erik H. (1966): *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze [1959]*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Fearon, James (1999): *What is Identity (As We Now Use the Word)?*, Unveröffentlichter Text, Download unter:

<https://fearonresearch.stanford.edu/53-2/> (Zugriff am 20.05.2020).

Foucault, Michel (1993): Die politische Technologie der Individuen, in: Luther H. Martin (Hg.): Technologien des Selbst, Frankfurt a. M.: Fischer, 168–187.

Fukuyama, Francis (2019): Identität. Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet, Hamburg: Hoffmann und Campe.

Gleason, Philipp (1983): Identifying Identity. A Semantic History, in: Journal of American History 69, 910–931.

Goffman, Erving (1963): Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity, New York: J. Aronson.

Höhn, Hans-Joachim (2012): Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute, Freiburg i. Br.: Herder.

Margulies, Walter (1977): Make the Most of Your Corporate Identity, in: Harvard Business Review (July-August), 66–77.

Mill, John Stuart (1896): On Liberty [1859], London: Longman, Roberts, & Green Co.

Mouffe, Chantal (2018): Für einen linken Populismus, Berlin: Suhrkamp.

Noack, Juliane (2010): Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus, in: Zirfas, Jörg (Hg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 37–54.

Olins, Wally (1979): Corporate Identity. The Myth and the Reality, in: Journal of the Royal Society of Arts 127/5272, 208–223.

Pittl, Sebastian (2018): Editorial, in: Salzburger Theologische Zeitschrift 22, 159–170.

Pörksen, Uwe (1988): Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart: Klett-Cotta.

Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin: Suhrkamp.

Reckwitz, Andreas (2019): Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, Berlin: Suhrkamp.

Rousseau, Jean Jacques (2003): Träumereien eines einsamen Spaziergängers [1782], Stuttgart: Reclam.

Rousseau, Jean Jacques (1995): Vom Gesellschaftsvertrag oder Prinzipien des Staatsrechtes [1762], in: Ders.: Politische Schriften, Bd. 1, Paderborn: Schöningh, 59–208.

Roy, Oliver (2010): Heilige Einfachheit. Über die politischen Gefahren entwurzelter Religionen, München: Siedler.

Schmitt, Carl (1996): Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus, Berlin: Duncker und Humblot.

Schultze, Rainer-Olaf (2010): Identitäre Demokratien, in: Nohlen, Dieter; Schultze, Rainer-Olaf (Hg.): Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe, Bd.1, München: Beck, 380–381.

Strauss, Anselm (1959): Mirrors and Masks. The Search for an Identity, Glenoce, Ill.: Free Press.

The Combahee River Collective Statement (April 1977), Download unter: <http://circuitous.org/scraps/combahee.html> (Zugriff am 20. Mai 2020).

Tönnies, Ferdinand (1887): Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen, Leipzig: Fues's.

Zitationsvorschlag:

Pittl, Sebastian (2020): Was meint Identität? Begriffsgeschichtliche Erkundungen zu einem umkämpften Terminus. (Ethik und Gesellschaft 1/2020: Kritik der Identitätspolitik). Download unter:
<https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2020-art-1> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

1/2020: Kritik der Identitätspolitik

Sebastian Pittl

Was meint Identität? Begriffsgeschichtliche Erkundungen zu einem umkämpften Terminus

Annette Langner-Pitschmann

Eindeutigkeit und Bedeutung. Funktionen der Erzählung kollektiver Identität

Anna Maria Riedl

Identität – kein Wesensmerkmal, sondern Position. Identitätspolitische Organisation von Minderheiten

Gert Pickel

Kollektive religiöse Identitäten als Zentrum rechter Identitätspolitik?

Heinrich Wilhelm Schäfer

Religiöse Identitätspolitiken, Laizismus und politische Macht: ein Vergleich von Bedingungen und Strategien in Lateinamerika

Oliver Hidalgo

Kritik der Identitätspolitik in der Demokratie

Christoph Baumgartner

Kulturell-mehrheitsorientierte Identitätspolitik als Problem für Religionsfreiheit?

Wolfgang Palaver

Kollektive Identität aus christlicher Sicht: Von der Pseudospeziation zum offenen Patriotismus

Hermann-Josef Große Kracht

›Organische‹ oder ›solidaristische‹ Solidarität als Alternative zu kollektiver Identität?

Michelle Becka

Sozialetik ohne Herdenzugehörigkeit. Elemente einer anti-identitären Sozialetik

Walter Lesch

Konturen einer anti-identitären Sozialetik

Matthias Möhring-Hesse

Antiidentitäre Sozialetik